

Wie wir Jungen lernten, mit Corona zu leben

Jugendliche müssen in der Pandemie auf besonders viel verzichten. Dennoch haben sie ihren eigenen Umgang mit der Krise gefunden, schreibt **Zoë Egli, 21**

Die Pandemie stellt die Kompromissbereitschaft von uns allen auf die Probe, insbesondere die von uns Jungen. Wieso sollen wir verzichten, wenn das Virus uns kaum etwas anhaben kann? Dieser Text soll keine Klage über die an Corona verlorene Jugend werden. Kein Lamento über die verpassten Partynächte, die abgesagte Reise durch Südamerika, die Weihnachtsfeier, die nicht stattfinden wird. Nicht dass alldem nicht nachzutrauern ist, jedoch ziehe ich eine nicht ganz so düstere Bilanz.

Als Teil der Generation, die gelernt hat, mit dem Gefühl von Machtlosigkeit gegenüber globalen Krisen umzugehen, zeigte mir die Pandemie bisher vor allem eines: wie anpassungsfähig wir sein können. Natürlich ist es deprimierend, dass ich mich dereinst an meine Studienzeit zurückerinnern werde und dabei eher an die Videocall-Qualität denke als an die Gespräche vor dem Kaffeeautomaten im Ungebäude. Es ist auch schade, dass ich mit 21 Jahren das Gefühl habe, die Phase meines Lebens, in der ich die Wochenenden im Club verbringe, sei jetzt schon vorbei.

Wirklich bedauerlich ist es jedoch zu hören, wie meine Mitmenschen ihre Verwandten im Ausland oder im Pflegeheim nicht besuchen können. Oder wie sie sich früher als erwartet mit Tod und Gesundheit auseinandersetzen müssen.

Was mich ärgert, ist die ernüchternde Feststellung, dass der Appell an die Vernunft nicht ausreicht. Die Impfung gab einem nach langer Zeit im Stand-by-Modus endlich die Möglichkeit, das Gefühl von Machtlosigkeit zu durchbrechen. Statt nur noch zuzuschauen, wie alles bachab geht, hätten wir damit die Weichen stellen können. Denn momentan rast der Zug mit Höchstgeschwindigkeit auf die Menschheit zu. Und in seinen Waggonen ist nicht nur die Pandemie: Wie sollen wir die globale Klima-



Illustration: Kornel Stadler

fen. Und sie erschöpft. Doch wir haben einen Umgang damit gefunden. Vorlesungen via Bildschirm und der Arbeitsplatz am Küchentisch verschaffen uns mehr Freiheit im Zeitmanagement. Nebst der verbesserten Disziplin bringt die Verlagerung vor die Kamera spannende Einblicke: Ohne Corona wür-

Das Leben im Covid-Vakuum entlastet und belastet zugleich

den wir wohl nie das Wohnzimmer der Dozentin zu sehen kriegen. Die «Fomo» («Fear of missing out», die Angst, etwas zu verpassen) plagt uns nach zwei Jahren Pandemie nicht mehr so fest, wenn der Freitagabend wieder zu Hause verbracht wird. Vielmehr ermöglicht die soziale Entschleunigung eine persönliche Entwicklung ohne Gruppendruck. Sicherlich liegt das auch am Alter, aber Corona gibt uns – wenn auch unfreiwillig – Zeit, uns selber kennen zu lernen. Wie gehe ich mit Krisen um? Was sind meine Werte? Was ist mir wirklich wichtig? Was heisst es, gesund zu sein? Das Leben im Covid-Vakuum entlastet und belastet zugleich.

Dass ich diese Zuversicht aus einer aussichtslosen Situation schöpfen kann, ist ein grosses Privileg. Nicht alle können in der Pandemie weiter arbeiten, lernen, lieben und leben, wie sie es davor getan hatten. Für diejenigen, die weitermachen wie vorher – einfach mit Maske –, soll Corona nicht nur die Zeit verpasster Erlebnisse sein. Sondern die Zeit, in der wir erkennen, dass wir einer Generation angehören, die – wie das Virus – weiter mutieren kann: Die Generation Z wird nur noch resistenter.

krise noch abdämpfen, wenn wir nicht einmal vernünftig genug sind, gegen das tödliche Virus zu kämpfen? Das Prinzip der Eigenverantwortung greift nicht, das wussten wir eigentlich schon vor Corona.

Diese unsichere Zukunft macht Angst. Sie wirft ethische Grundsatzenfragen auf, nimmt uns den Antrieb, für eine heile Welt zu kämp-

Zoë Egli,
Social Media Team Tamedia

